



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Hefen à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf $\frac{1}{4}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{2}$ Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.



— Was thätetest Du, wenn Du wüßtest, daß ein Mann uns beim Entkleiden bespährt?
— Ich würde dem Schändlichen mit Verachtung den Rücken kehren. Und Du?
— Ich nicht; ich kann mich doch nicht von meiner unvortheilhaftesten Seite
sehen lassen.



Lili's Badereise.

Ein Saisonartikel von **Satanello**.

Mitte Juni, zu einer Zeit, da ein Dämchen, das etwas auf sich hält, nicht mehr auf dem heißen Pflaster der Hauptstadt erscheinen darf, ohne zu jenem Proletariat gezählt zu werden, das sich keine Badereise gönnen kann, —

Mitte Juni also war Lili noch immer in der Hauptstadt, wo das Barometer bereits dreißig Grade im Schatten zeigte.

Sie war noch in der Hauptstadt, ganz einfach, weil es ihr an den nöthigen Reisekosten fehlte. Schon drei Wochen vorher hatte sie an ihren Bankier geschrieben, bei dem sie ihre runden Schultern und ihr sonstiges bewegliches Kapital zu fruktifiziren pflegte; allein dieser freigebige Krösus hatte ihr statt Geldes das folgende lakonische Billet gesendet: „Mein lieber kleiner Schmetterling! Eine unglückliche Spekulation, zu der die kriegerischen Gerüchte mich verleitet hatten, hat mich vollständig ruinirt. Ehe ich Dich ins Bad hätte schicken können, ist mein ganzes Vermögen davongeschwommen. Vor zwei Wochen dachte ich daran, Dich nach Ostende mitzunehmen, und heute kann ich betteln gehen. Ich bin überzeugt, daß Du keine Lust hast, mit mir zu kommen.

Einstweilen, bis ich wieder Millionär bin, küßt Dich hunderttausendmal Dein
Albert Rosenspiz.“

*

Der Zweite, auf den Lili mit Bestimmtheit rechnete, war Arthur, der zweiundzwanzigjährige Sohn eines reichen Bierbrauers. Dieser wird sicherlich mit Wonne seine Briestafche für sie öffnen, denn er ist bis an die Ohren in sie verliebt. Seit einem halben Jahre bewirbt er sich um ihre Gunst, sie aber hat ihn bisher nur vertröstet. Leider war es auch damit nichts. Die kleine Nina, diese Schlange, die sie am eigenen Busen genährt, hatte ihr, just an der Schwelle der Badesaison, diese ausgezeichnete Acquisition weggeschnappt.

Der Himmel weiß, wo diese abscheulichen Verräther jetzt schon die Villegiatur halten.

Es blieb Lili keine andere Wahl, als der Graf. Dieser Aristokrat war verliebt in sie wie Romeo, aber silzig wie Harpagon.

Lili erwartet eben den Grafen, um ihn aufs Korn zu nehmen. Kaum hat der Graf das Boudoir betreten, da sagt sich Lili im Stillen: „Er ist nicht in der richtigen Stimmung, allein die Saison ist schon vorgeschritten, ich kann nicht länger warten“.

Und sie machte eine sehr betrübte Miene.

— Haben Sie irgend einen Kummer, theure Lili? fragt Graf Romeo, indem er sich vor ihr auf die Kniee niederläßt.

Statt aller Antwort zerdrückt Lili eine schwere Thräne in ihrem Auge.

— Nur heraus damit, vielleicht kann ich Dir helfen. Lili hält jetzt den Zeitpunkt zum Angriff gekommen.

— Sie kümmern sich um mich nicht mehr, Graf.

— Wie? ich, der Dich zum Fressen liebt?

— Wo sind die Beweise?

— Bringe ich bei Dir nicht jede freie Stunde zu?

— Gewiß, aber es ist Ihnen noch nicht eingefallen, daß ich in dieser drückenden Hitze schier zerfließe . . . Im vorigen Jahre bin ich um diese Zeit schon in Franzensbad gewesen.

Graf Romeo wittert sogleich, um was es sich handelt und wird sofort zum Grafen Harpagon.

— Wie viel Geld brauchst Du?

— Sehr wenig, fünfzehnhundert Gulden.

Der Graf schlägt entsetzt die Hände zusammen.

— Fünfzehnhundert Gulden! Das ist ja ein Vermögen!

Hierauf erhob er sich und begann Lili von der Ernte zu erzählen, welche dieses Jahr so erbärmlich ausgefallen sei. Kaum daß er genug für den Anbau erhalten habe . . . Was wollte sie auch mit einer solch heidenmässig großen Summe beginnen? Sie könnte diese doch ohnehin nicht ausgeben! Vielleicht genügen vier- oder fünfhundert Gulden? . . .

Lili sprang wüthend von ihrem Sitze empor.

— Das ist der schönste Geiz, von welchem je die Welt gehört hat!

Dann begann sie mit schluchzender Stimme, in bitterem Tone von ihrer selbstlosen Liebe zu reden, die sie für den Grafen fühlte und noch immer fühlt . . .

— Nun, was diese betrifft, meine Kleine, antwortete der Graf — so verstehst Du das Ausfaugen gründlich.

— Grobian!

— Ich könnte Dir durch meine Aufzeichnungen beweisen, daß Du mich in diesem Jahre schon über fünftausend Gulden kostest, obgleich wir erst im Juni sind.

— Wenn Sie, Graf, so gut rechnen können, würden Sie gut thun, eine Stelle als Buchhalter anzunehmen.

— Mein Fräulein!

— Wenn es Ihnen nicht paßt, so hält Sie ja Niemand zurück . . . Die Thüre steht offen!

Der Graf erhebt sich, und ohne sie nur anzublicken geht er fort. Lili horchte eine Weile auf die enteilenden Schritte, dann stieß sie wüthend hervor:

— Der Filz kommt nicht wieder; er liebt sein Geld mehr als mich! . . .

*

So in allen ihren Berechnungen getäuscht, suchte Lili all ihr Geld zusammen. Aus dem Kasten, aus den Schubfächern, aus allen Taschen brachte sie glücklich eine Summe von 65 Gulden 94 Kreuzern zusammen.

Nach Verlauf einer Stunde hat sie ihre Kleider in den Koffern, ihre falschen Brillanten in einem Handtäschchen und eine Viertelstunde später steht sie in eleganter Reise-Toilette vor dem Schalter der Eisenbahnkasse.

— Baden-Baden, erste Klasse.

— Hier; 63 Gulden 80 Kreuzer.

Und Lili reiste mit dem Silzuge ab, mit 2 Gulden 14 Kreuzern in der Tasche.

*

In Baden-Baden.

Lili fährt vom Bahnhofe direkt nach dem „Hôtel Victoria“, einem der vornehmsten der Stadt. Vor dem Hôtel angekommen, hüpfst sie leicht und grazios aus dem Wagen und läßt diesen (aus naheliegenden Gründen) durch den Portier bezahlen.

Am Fuße der Treppe begrüßt sie mit tiefer Verbeugung der elegante Oberkellner.

— Welche Wohnung befehlen Madame?

— Zwei Salons im ersten Stockwerk; wenn möglich mit Balkon.

— Wie wünschen Madame zu speisen?

— Table d'hôte erster Klasse; mein Couvert ist jeden Tag auf die Rechnung zu stellen, gleichviel ob ich zuhause bin oder nicht.

— Wie lange belieben hier zu bleiben?

— Sechs Wochen . . . Dann werden Sie mir mein Gepäck nach Aussen senden lassen, wo ich die Nachkur halten will. Ich bitte um die Kurlisten.

Eine halbe Stunde später hat sich Lili in einem prächtig möblirten Salon häuslich eingerichtet und studirt die Kurlisten. Marquis Chevreuil, Paris; Mr. Tomkins, Bantier, New-York; Fürst Hohenplog, Berlin; Lord Pudge, London; Graf Fellegváry, Budapest; Assad Pascha, Konstantinopel.

„Durchwegs wohlklingende Namen“, sagt sie, indem sie mit zufriednem Lächeln die Kurliste weglegt. Dann leert sie den Inhalt ihres allerliebsten Elfenbein-Portemonnaies auf den Tisch: ihre Barschaft beträgt neunzehn Kreuzer!

*

Nach sechs Wochen trifft Lili zur Nachkur in Aussen ein. Sie läßt ihren Miethwagen nicht mehr vom Hôtelier bezahlen; dagegen bestellt sie sogleich nach ihrer Ankunft telegraphisch bei Madame Francine in der Hauptstadt einige Toiletten, — und nicht etwa auf Pump, sondern gegen Nachnahme.

— Geben Sie diese Depesche auf, befiehlt sie dem Lohndiener; dann bringen Sie mir die Kurliste!

*

Zu Beginn der Saison ist Lili wieder in der Hauptstadt. Am Tage nach ihrer Ankunft empfängt sie den Besuch ihrer Freundin Nina, der sie den Bierbrauer-Arthur längst vergessen und vergeben hat.

— Wo habt Ihr den Sommer zugebracht? fragt Lili.

— In Kukusheim; wir wohnten in einer Strohhütte und lauschten dem Gesang der Nachtigall.

— Nun, das mag ein wohlfeiles Vergnügen gewesen sein! bemerkt Lili mit stillem Lachen.

— Ja, und langweilig gar sehr, entgegnet Nina seufzend. Und Du, meine Theure?

— Ach, bei mir ist es etwas Anderes. Mein Bantier hat sich in den Grund spekulirt, mein Graf war so filzig, daß ich ihm den Laufpaß gab. Und so war ich denn genöthigt, meine Badefaison aus Eigenem zu bestreiten.

— Ach! Und wie viel Geld hast Du mitgenommen?

— 65 Gulden 94 Kreuzer.

Nina schlug die Hände zusammen.

— Unglaublich! das wäre nach Kukusheim zu wenig, geschweige denn nach Baden-Baden und Aussen.

— Oh, ich hatte genug und es ist mir noch Einiges übrig geblieben.

Wie? Du hast noch Geld zurückgebracht?

Lili holte eine kleine Kassette, deren Deckel mit Schildplat ausgelegt war, aus ihrer Spinde und sagte:

— Hier ist's; zähle es einmal!

Und sie leerte den Inhalt der Kassette auf den Tisch.

Nina zählte die Barschaft bis auf den letzten Kreuzer. Von den 65 Gulden 94 Kreuzern, welche Lili mitgenommen hatte, waren ihr nach Abzug der Reisekosten, der ungeheuren Ausgaben in Baden-Baden und Aussen, der kostbaren Toiletten, die sie sich aus der Residenz hatte kommen lassen, noch geblieben — 1695 Gulden 87 Kreuzer.

— Das ist ja die reine Hexerei! rief Nina.

— Oh nein, meine Theure, erwiderte Lili mit feinem Lächeln. Die Sache ist sehr einfach: man muß nur die richtige Auswahl unter den Bädern treffen und — sparsam sein.



OUJOUX.

Die Sinne bethören, die Phantasien bezaubern, alle Geisteskräfte eine nach der andern unterjochen, mit dem furchtbaren Geschütz der menschlichen Leidenschaften Bresche schießen — das nenne ich ein Weib mit Strategie und Taktik erobern.

*

Es ist viel leichter, eine Festung durch Ueberrumpelung einzunehmen, als eine Frau. Wer da glaubt, daß er eine Frau durch Ueberraschung gewonnen, der hat sie besessen, aber nicht ihre Liebe. Die Sinne bilden beim Weibe nur ihre Vorposten, die man leicht durch einen Handstreich überwältigen kann; das Herz aber hat zu viele Schildwachen, als daß man es ohne eine lange, hartnäckige Belagerung erobern könnte.

*

Wehe dem Weibe, welches in gewissen Dingen verräth, daß es mehr weiß, als der Mann! Er will stets der Lehrer, aber nicht der Schüler sein.

*

Eine Frau, die eine unstatthafte Liebeserklärung bis zu Ende anhört, hat schon zur Hälfte „Ja“ gesagt.

*

Zumeist widerstehen die Frauen nur deshalb, um uns den Sieg umso süßer zu machen.

*

Es ist vernünftiger, ohne Liebe zu heiraten, als aus Liebe eine alte Jungfer zu bleiben.

*

Die affectirte Schamhaftigkeit sucht immerfort die Gelegenheit zu erröthen.

*

Eine kokette Frau ist wie ein schwindelhafter Geschäftsmann: das Ende ist das Falliment.



— Wir thun Salz in die Wanne, ich lasse Dir ein schönes Badekostüm machen und mit einiger Einbildungskraft wirst Du glauben, Du siehst im Seebade.



— Warum betastet die Kleine ihre Reversseite?
— Um sich zu überzeugen, daß sie nichts vergessen hat.

Die Taube.

Von **Catulle Mendès.**

Es war an einem heißen Sommer-Nachmittage und sie lagen in ihrem Garten, er in einer Hängematte und sie in einer anderen Hängematte, unter grünen Kugel-Akazien, die sie vor den sengenden Strahlen der Sonne schützte.

Und woran dachte er, in dieser erdrückenden Schwüle schier versmachend?

Er träumte von jenem asiatischen Fürsten, der, um sich gegen die mörderische Hitze zu schützen, sich unbekleidet auf den kalten Mosaikboden seines Prunksaales legte, zwischen vier Riesenfächern, die unaufhörlich durch unsichtbare Hände in Bewegung gesetzt wurden; und vor den Fächern lagen ganz nackt: im südlichen Winkel des Saales ein Mädchen mit roth-blondem, schier flammendem Haar, im nördlichen Winkel eine bleiche, schier schneeweiße Jungfrau, im östlichen Winkel ein rosiges Kind, im westlichen Winkel ein zartes, träges Weib, so daß der Schlaf des Fürsten erfrischt wurde durch die Düste der vier Hauptpunkte der weiblichen Schönheit.

Daran dachte der Liebhaber in seiner Hängematte; und als er nach seiner Freundin hinüberblickte, die in einer zweiten Hängematte ruhte, einen Fuß heraushängen lassend, war er entzückt von ihrem Anblicke, so reizend war sie in ihrer schlaffen Ermattung, in Mouffelinestoffe gehüllt, die so leicht waren, daß ein Lusthauch sie entführen hätte können, wenn es den leisesten Lusthauch gegeben hätte. Ihr aufgelöstes Goldhaar

glich einem Bündel Sonnenstrahlen; ihre Lippen waren geöffnet und ihre Augen geschlossen; die Bewegung ihres Busens erinnerte an wogenden Schnee; der Duft einer überhitzten großen Blume strömte von ihrem ganzen Körper aus.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß in diesem, von hohen Mauern umgebenen Garten kein Unberufener sie sehen könnte, stieg er langsam aus seiner Hängematte, kniete in dem Sande nieder und küßte den kleinen, aus der Hängematte heraushängenden Fuß, der frisch war wie eine Frucht.

Da öffnete sie zur Hälfte die Augen, gleich einem Weilchen, das den Kelch erschließt, und sprach:

— O, mein Gott! Sind Sie närrisch geworden? Sie werden doch nicht verlangen, daß ich an diesem schwülen Sommer-Nachmittage, der die ganze Natur einschläfert, zu einem zärtlichen Treiben bereit sei, zu welchem Sie Lust bekommen zu haben scheinen? Wie können Sie jetzt an Aufregungen denken, die, so lieblich sie sonst auch seien, nur unsere Ermattung steigern würden? Ich weiß schon, was Sie mir antworten wollen. Sie haben meine anmuthsvolle Trägheit nicht sehen können, ohne von verliebten Begierden ergriffen zu werden; Sie werden insbesondere erwähnen, daß mein Busen in matter Rosigkeit durch die Spitzen schimmert. Gut, gut! Kehren Sie nur in Ihre Hängematte zurück! Es ist sehr grausam von Ihnen, mich aus meinem Schlummer aufgestört zu haben und mir eine noch größere Last aufbürden zu wollen, da ich bei der Empfindlichkeit meines Körpers selbst diese Stoffe kaum ertrage, die doch leicht sind wie der Flaum der Tauben.

— Leicht? o nein! Sie sind im Gegentheil schwer und lästig! rief er mit einer Festigkeit, welche eine feste Entschlossenheit verrieth. Sie sind die Mitschuldigen dieses heißen Tages und tragen dazu bei, Sie in diesen Zustand der Ermattung zu versetzen, aus welchem meine inständigsten Bitten Sie nicht aufzurütteln vermögen. Wenn Sie sich entschließen wollten, diese überflüssige Kleidung abzustreifen; wenn Ihr Peignoir und auch die übrigen weißen Hüllen, eine nach der andern, sich von Ihnen ablösen würden wie die Blätter einer Rose, so würden Sie sich eingehüllt fühlen in die lieblichste Frische und würden keinen Grund mehr haben, die Zärtlichkeiten zurückzuweisen, deren heiße Last — wie mir erinnerlich — Ihnen nicht immer peinlich war.

— Ei, das war im Winter!

— Nun wohl: die Erfrischung Ihrer unverhüllten Schönheit wird Ihnen ein kleinwenig Winter mitten in den Sommer zaubern. O Schönste der Schönen! Was fürchten Sie, da diese Mauern hoch sind und meine Blicke allein sich an Ihren entschleierte Geheimnissen berauschen können? Aus Gnade: wenden Sie den Kopf und thun Sie, als ob Sie schliefen. Ich werde glauben, daß Sie schlafen und werde behutsam, mit den Fingerspitzen, eine nach der andern, diese ärgerlichen Hüllen beseitigen

— O pfui, mein Herr! Welcher Gedanke! Konnten Sie auch nur einen Augenblick annehmen, daß ich am hellen Tage mich zu einer solchen Ungeheuerlichkeit entschließen könnte? Ich sagte es Ihnen bereits: es gibt bei einem solchen Wetter keinen höheren Genuß, als das reizende Nichtsthun, der unbestimmte Schlummer des ganzen Wesens. Und ich schlafe, ich schlafe

In diesem Augenblicke ließ eine Waldtaube auf einem nahen Baume ein klagendes Girren vernehmen.

— Horch! hören Sie diesen Vogel, mein Herr? fuhr die Geliebte mit einem leisen Nichern fort. Dieser Vogel beklagt sich; er ist meiner Ansicht, ich bin dessen sicher. Wahrscheinlich hat der Vogel, mit dem er zuweilen sein Nest theilt, ihn mit Wünschen verfolgt, die ganz und gar unzeitgemäß sind, und nun hat er vor dem allzustürmischen Flügelschlag seines Gefärten die Flucht ergriffen und beklagt sich, weil man ihn nicht in Ruhe schlummern ließ.

— Wie schlecht verstehen Sie die Vogelsprache, meine Vielgeliebte! Diese Waldtaube hat sich in der That beklagt, aber nicht aus dem Grunde, welchen Sie meinen. Ihr Leid besteht darin, daß sie an diesem glühend heißen Nachmittage den ganzen Körper mit einem lästigen Gefieder bedeckt hat. O, wie gerne würde sie diesen Flaum in alle Winde streuen! Wie lieblich wäre es ihr, von dieser drückenden Hülle befreit zu werden — und geschähe es selbst durch einen wüthend dreinhauenden Schnabel! Ich schwöre Ihnen, meine Vielgeliebte: die Waldtaube klagt nur, weil sie nicht nackt ist.

— Ist's möglich? Sind Sie dessen sicher, was Sie da sagen?

— Böllig sicher.

— Wie? diese Taube würde, selbst wenn der Tauber käme, ein Vergnügen daran finden, unbekleidet zu sein?

— Gewiß, Geliebte!

Die Geliebte sann ein Weilchen nach; dann sagte sie mit einem Seufzer der Ergebung:

— Ach, wenn dem so ist, entfiedern Sie mich!

'S war do recht schad!

Der Hansl is a fecka Bua!
 Schaut mir neuli wasch'n zua;
 Hätt' no gern was Anders g'seg'n
 Aber i, i hab' net mög'n.
 Sag eahm: „Laß mi aus, du Ruach!“
 D'rauf nimmt er mir's Bus'ntuach;
 Moant, daß 's Leibl eh schon hist,
 Daß ma eh beim Wasch'n schwig.
 Er derlaubt si' all'weil mehr
 Und gibt auf me.' Red' koan G'hör;
 I wasch furt! Na ja 's muuß g'scheg'n;
 Leicht kumt sunst die Bäu'rin segn,
 Daß der Hansl war bei mir
 Und da gab's a Wetta schier!
 Der Hans schaut, weil ich's wehr'n net kann,
 Gar jekt meini Strumpfbandl an.
 Ob i' net z'weit san, schaut er nach —
 Aber all's is net und g'schmach.*)
 I kann do net, voller Laug'n
 Eahm in's G'sicht fahr'n oder d' Aug'n.
 D'rauf is er all'weil fecka wurn,
 Bis mir haß is wurn, vor Zurn.
 „Hansl“ sag i „laß mi sein!“
 Er d'rauf: „Fallt mir gar net ein!“
 Da kumt grad die Bäu'rin 'naus
 Und auf amal war All's aus,
 Weil si' der Hansl g'schlich'n hat
 Wann i's bedenk — 's war do recht schad!

A. B.

Das gläserne Auge.

Und nun, nachdem wir unsere geschäftlichen Angelegenheiten erledigt haben, lassen Sie uns ein wenig von der Hauptstadt plaudern. O, Sie glauben nicht, wie sehr ich die Hauptstadt liebe, mit ihrem ewigen Lärm, ihrem lebhaften Treiben! Als ich von ihr scheiden mußte, hatte ich das Gefühl eines Verliebten, der sein Lieb verlassen muß. Wenn ich jetzt von Zeit zu Zeit dahin komme, sehe ich die liebe Hauptstadt mit ganz anderen Gefühlen wieder. Die Genüsse, die sich da selbst mir einst darboten, sind jetzt für mich todt. Meine Frau und meine Schwiegermutter reisen immer mit mir dahin und wen eine Schwiegermutter bewacht, der ist gut bewacht. Einst freilich führte ich ein flottes Leben in der Hauptstadt. O, wie viele Abenteuer hatte ich da! Und darunter wie viele lustige! Eines derselben erinnere ich mich noch ganz genau

*

Auf einer Sommer-Unterhaltung machte ich die Bekanntschaft einer jungen Frau, die mit ihren Bekannten, ohne ihren Mann da war. Das kleine, feurige, lebensfrohe Weibchen war überhaupt dazu verdammt, von ihrem Manne sehr wenig zu genießen; er war Geschäftsreisender und brachte den größten Theil des Jahres auf Reisen zu. Als ich dies erfuhr, war ich sogleich entschlossen, der jungen Frau den Hof zu machen, umsomehr, als ich eben vakant war, das heißt keine Geliebte hatte. Noch am nämlichen Abend eröffnete ich die Belagerung.

*) Geschmachvoll.

Die Sache ging aber nicht so leicht, als ich geglaubt hatte. Das Weibchen war nicht nur schön, sondern auch klug und geistreich; ihre leichtbewegliche Zunge war ein zweischneidiges Schwert, das scharfe Hiebe austheilte.

Als wir schieden, sagte ich:

— Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Aufwartung mache?

— Warum nicht? erwiderte sie achselzuckend.

— Wird Ihnen dies keine Unannehmlichkeiten bereiten?

— Keineswegs; im Gegentheil. Ich bin ohnehin sehr gelangweilt und habe das Plaudern stets höher angeschlagen als die Langeweile. Kommen Sie nur! . . .

— Und Ihr Mann?

— Mein Mann ist selten zuhause . . . Das soll Sie nicht geniren . . . Mein Mann kennt mich und weiß, daß weder Sie noch ein Anderer mir gefährlich ist. Also auf Wiedersehen!

*

Seitdem habe ich das Weibchen öfter besucht. Wir wurden bald vertraute Freunde und sie gestattete mir, sie bei ihrem Taufnamen, Mathilde, zu nennen. Sonst hat sie mir aber nichts gestattet; ich durfte nur selten einen respektvollen Kuß auf ihre Hand drücken.

Ich muß Ihnen wohl nicht erst sagen, daß der Widerstand meine Begierden nur noch mehr ansachte. Meine Liebe zu dieser Frau hatte sich zu maßloser Leidenschaft gesteigert und eines schönen Abends, als ich mich nicht länger beherrschen konnte, warf ich mich ihr zu Füßen und gestand ihr meine rasende Liebe.

Mathilde erröthete tief, entzog mir ihre Hand, trat einige Schritte zurück und sprach mit kühlem Gleichmuth:

— Lieben Sie mich, wenn Sie wollen, aber erwarten Sie nichts von mir! Ich bin verheirathet, und bin eine ehrbare Frau. Wenn Sie so unsinnig sind, für mich zu schwärmen, die ich einem Andern angehöre und gebunden bin, so haben Sie alle Folgen sich selbst zuzuschreiben. Das Beste für Sie wäre, mich nicht mehr aufzusuchen und zu vergessen.

Sie hatte diese Worte sehr kühl gesprochen, aber ich las in ihren Augen, daß diese Kühle nur scheinbar sei; aus diesen großen, schwarzen Augen strahlte ein seltsames Feuer und in diesem Feuer tummelte sich der Dämon der Versuchung, der nur auf eine Gelegenheit wartete.

Es versteht sich von selbst, daß ich sie nicht verließ, sondern noch häufiger besuchte als früher. Ihr Betragen mir gegenüber ward aber immer gemessener, immer kühler.

Mein leidenschaftliches Verlangen nach diesem seltsamen Weibe nahm immer mehr zu. Eines Tages, als ich wieder den Gegensatz zwischen ihren funkelnden Augen und ihrem zurückhaltenden Benehmen sah, stürzte ich zu ihren Füßen hin, umklammerte ihren Leib und bedeckte sie mit Küßen. Sie stieß mich hinweg, ich aber rief aus:

— Kennen Sie denn kein Mitleid? Sehen Sie nicht, daß die Sehnsucht mich verzehrt? Ist Ihr Herz von Eis?

Angesichts dieses glühenden Ausbruches ward das Fräulein schwach. Sie zitterte am ganzen Leibe und Thränen traten ihr in die Augen. Sie rang die Hände und murmelte in leidenschaftlicher Erregung:

— Es ist nicht möglich! . . . Ich kann Sie nicht erhören! . . .

— Warum nicht?

Die junge Frau wies auf eine Uhr, die auf der Commode stand und sagte:

— Deshalb nicht!

Die Uhr war ein altes Werk, und am oberen Gesimse saß ein großes, gläsernes Auge, das uns neugierig anzustarren schien.

— Was hat dieses Auge mit unserem Glücke zu schaffen? fragte ich verwundert.

Die junge Frau erwiderte:

— Ach, verlassen Sie mich, ich darf es Ihnen nicht sagen . . . Aber Sie sollen es dennoch erfahren. Jenes Auge bewacht mich fortwährend. Als mein Mann die erste Reise antrat, sprach er: „Jenes Auge sieht Alles. Wenn Du einst schwach werden solltest, so schau auf jenes Auge, und Du wirst daraus Kraft schöpfen . . . Und wenn Du wanken solltest, sei eingedenk, daß jenes Auge Alles sieht und mir Alles verrathen wird.“

Sie begreifen jetzt, mein Herr; ich bitte, verlassen Sie mich.

*

Sie werden leicht errathen, wie ich den seltsamen Aberglauben der jungen Frau überwand. Einst, als ich im Zimmer allein war, zog ich einen Schirm über die Uhr und befestigte einen Faden daran; ein Ruck an dem Faden und der Schirm senkte sich über das Auge.

Am folgenden Tage führte ich wieder eine stürmische Scene herbei und zog an dem Faden. Die junge Frau blickte unwillkürlich auf das Auge, und als sie sah, daß dasselbe verdeckt sei, rief sie aus:

— Rasch, rasch, nützen wir die Zeit!

Und glauben Sie mir, mein Herr: Wir haben unsere Zeit gut genützt.

*

Der reisende Agent, dem Herr Lehmann in Buchendorf diese Geschichte erzählte, strich sich erregt über den halb kahlen Scheitel. Und als Herr Lehmann ihn fragte: Eine drollige Geschichte, nicht wahr? erwiderte der Geschäftstreisende mechanisch: Ja, ja, recht drollig.

Frau Mathilde konnte nicht begreifen, weshalb ihr Gatte, als er wieder einmal von einer Geschäftsreise heimkehrte, die alte Uhr zu Boden schleuderte, daß sie in tausend Splitter ging.

Erst als er den Scheidungsprozeß gegen sie anhängig machte, erfuhr sie die Ursache.



ONBONNIÈRE.

Scheidungsgründe.

„Ist es wahr, Lottchen, daß Du Dich von Deinem Manne scheiden lassen willst?“

„Ja.“

„Unbegreiflich! Er ist doch ein so liebevoller Gatte. Ich wüßte an ihm nichts auszusetzen.“

„Ja, Du, liebe Olga. Ich aber weiß nicht sicher, ob unser letztes Kind von ihm ist.“

*

— Ich begreife nicht, meine Theure, sagt Frau von Senftig ihrer jungen Freundin, — was Sie bewegen kann, sich nach sechs Monaten von Ihrem Manne scheiden zu lassen? Er ist so geistreich und lebenswürdig; eine Zierde der Salons . . . ?

— Ach, nicht wegen der Salons lasse ich mich von ihm scheiden, sondern wegen des Schlafzimmers.

*

Unter Bergsteigern.

Der Führer dem Touristen eine Bergspitze zeigend:
 — Von dort ist im vorigen Jahre ein reicher Engländer abgestürzt!
 — Ah! Zufällig?
 — Nein, zu seinem Vergnügen.

*

Wie es sich ausgleicht.

— O, diese Weiber! ruft ein neugebackener Weiberfeind aus; o, diese Weiber, sie verbittern uns unsere Tage!
 — Aber sie versüßen uns die Nächte! bemerkte sein Nachbar mit zufriedenen Lächeln.

*

Bei dem Examen aus der Geschichte.

— Herr Kandidat, welche Heldenthat hätten Sie am liebsten vollbracht?
 — Den Raub der Sabinerinnen.
 — Welche geschichtliche Thatsache halten Sie für die wunderbarste?
 — Die Tugend der Lucretia.

*

Aus der Kinderstube.

Karlchen (7 Jahre alt): Ach, Jettchen, wie liebe ich Sie!
 Jettchen (5 Jahre alt): Bedenken Sie, Karl, daß mein dreijähriges Brüderchen hier ist!
 Karlchen: Ach, was versteht denn Der?
 Jettchen: O, heutzutage gibt es keine Kinder mehr!

Ein graulamer Verdacht.

Von Armand Silvestre.

I.

Blond wie das reife Getreide, mit den warmen Reflexen dunkleren Goldes, blaue Augen, geädert und durchsichtig wie das Innere des Achatsteines; groß und schlank, aber breit in den Hüften und Schultern; eine gewisse angeborene Vornehmheit in den Zügen und dazu ein matter Teint mit Lichtreflexen da und dort; ein fester und zugleich bescheidener Gang, der nicht mehr sehen ließ als den aristokratisch geformten Fuß; ein sehr einfaches, aber geschmackvoll ausgestattetes Sommerkleid, das nichts entbehrte, was das Auge anziehen konnte; ein einfacher, weißer Tullschleier auf dem Strohhute. Es mochte acht Uhr Morgens sein und sie schritt, mit dem Sonnenschirm in der Hand, geradeaus den Boulevard Montmartre entlang, als Jacques sie bemerkte und ihr mechanisch folgte, indem er von rückwärts ihren stolzen Gang und das hübsche Wiegen ihrer Röcke bewunderte. Sie bog um eine Straßenecke und trat plötzlich in ein Haus, das die Ecke bildete.

Jacques blieb eine Weile nachdenklich stehen.

II.

Was hatte Jacques zu dieser Stunde auf dem Boulevard zu suchen? Er schlenderte umher, suchte und spähte. Ein Liebestummer raubte ihm den Schlaf und so floh er zu früher Morgenstunde sein Lager. Drei Monate waren schier verflossen, seit er mit ihr gebrochen, mit ihr, die er so wahnsinnig geliebt hatte; und drei Monate sind ein ganz respectables Witthum. Er fühlte sich noch nicht völlig geheilt, aber es kam ihm die erste Sehnsucht nach etwas Unbekanntem. Und darum stand er eine Weile nachdenklich, als die Unbekannte in der Thoreinfahrt des Eckhauses so plötzlich verschwunden war.

Er wartete in der unbestimmten Hoffnung, daß sie wieder herauskommen werde, aber er wartete vergebens. Da kam er auf den Gedanken, auf die andere Seite der Straße hinüberzugehen und die Fenster dieses Hauses zu beobachten. Er sah sie in der That hinter den Fensterscheiben eines im ersten Stockwerke gelegenen Geschäftsladens. Sie hatte nicht mehr ihren Hut auf dem Kopfe und es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um zu erkennen, daß sie hier als Ladenmädchen bedienstet sei. Jacques kannte genau die Gewohnheiten dieser Mädchen. Er machte einen Spaziergang in der Umgebung und kam Schlag zwölf Uhr wieder, um zu sehen, ob sie frühstücken gehen werde. Sie kam aber nicht heraus, folglich war es klar, daß sie im Hause selbst ihre Mahlzeiten nahm und erst am Abend das Haus verlassen würde, um heimzukehren.

III.

Dieser Tag schien Jacques entsetzlich lang; aber er hielt aus; denn die Unbekannte war die Erste, die ihm als Lichtgestalt in der Wüste seiner Gedanken erschien. Er war also zur Stelle, als sie am Abende das Haus verließ und hatte sich ihr auch bald beigezellt. Er hatte sich ihr so respektvoll genähert, in seinen Worten lag so viel Verehrung, daß sie ohne Zorn ihn anhörte. Aber sie antwortete ihm nicht, sondern setzte schweigend ihren Weg fort. Ohne entmuthigt zu werden, sprach Jacques weiter. Es war ein wunderbarer Sommerabend, erhellt durch die letzten, milden Strahlen der untergehenden Sonne, und einer unwillkürlichen Regung der Ermattung gehorchend, verlangsamte das Mädchen seine Schritte und fragte:

— Was wollen Sie endlich von mir, mein Herr?

Er antwortete ihr allerlei tolles Zeug, das sie aber nicht erzürnte. Mit großem Freimuth und reizender Natürlichkeit gelangte sie bald dahin, ihm auch ihrerseits Geständnisse zu machen. Sie hatte geliebt, war betrogen worden und sei fest entschlossen, nie wieder zu lieben. So gelangten sie zum Park Monceau und traten daselbst ein. Von dem frisch begossenen Rasen stieg ein durchdringender, der Tugend sehr gefährlicher Duft auf. Die Unbekannte sprach jetzt ganz offen, wie man zu einem Freunde spricht und Jacques fand ihre Stimme wohlklingender als jede Musik. Er kannte jetzt schon ihre ganze Geschichte und keine Frau der Welt schien ihm so interessant wie diese. In einem unbestimmten Beben hatten sich ihre Hände gefunden, und ihre Köpfe hatten sich so stark genähert, daß sie gegenseitig ihren Athem einsaugen konnten. Vielleicht waren sie schon im Begriff, durch einen Kuß ihre junge Freundschaft zu



— Also Sie sind die unglückliche geschiedene Frau, in deren Gesellschaft ich im vorigen Jahre eine Rheinfahrt machte?

— Ja, ich bin dieselbe.

— Aber damals hatte Ihr Töchterchen blonde Haare?

— Um die letzte Erinnerung an ihren ruchlosen Vater zu vertilgen, habe ich ihr die Haare — schwarz färben lassen.

besiegeln, da ward der Ruf der Aufseher zu vernehmen: Es wird geschlossen! Und sie mußten den Park wieder verlassen, der einen Augenblick zauberischer für sie war, als die Gärten Armida's.

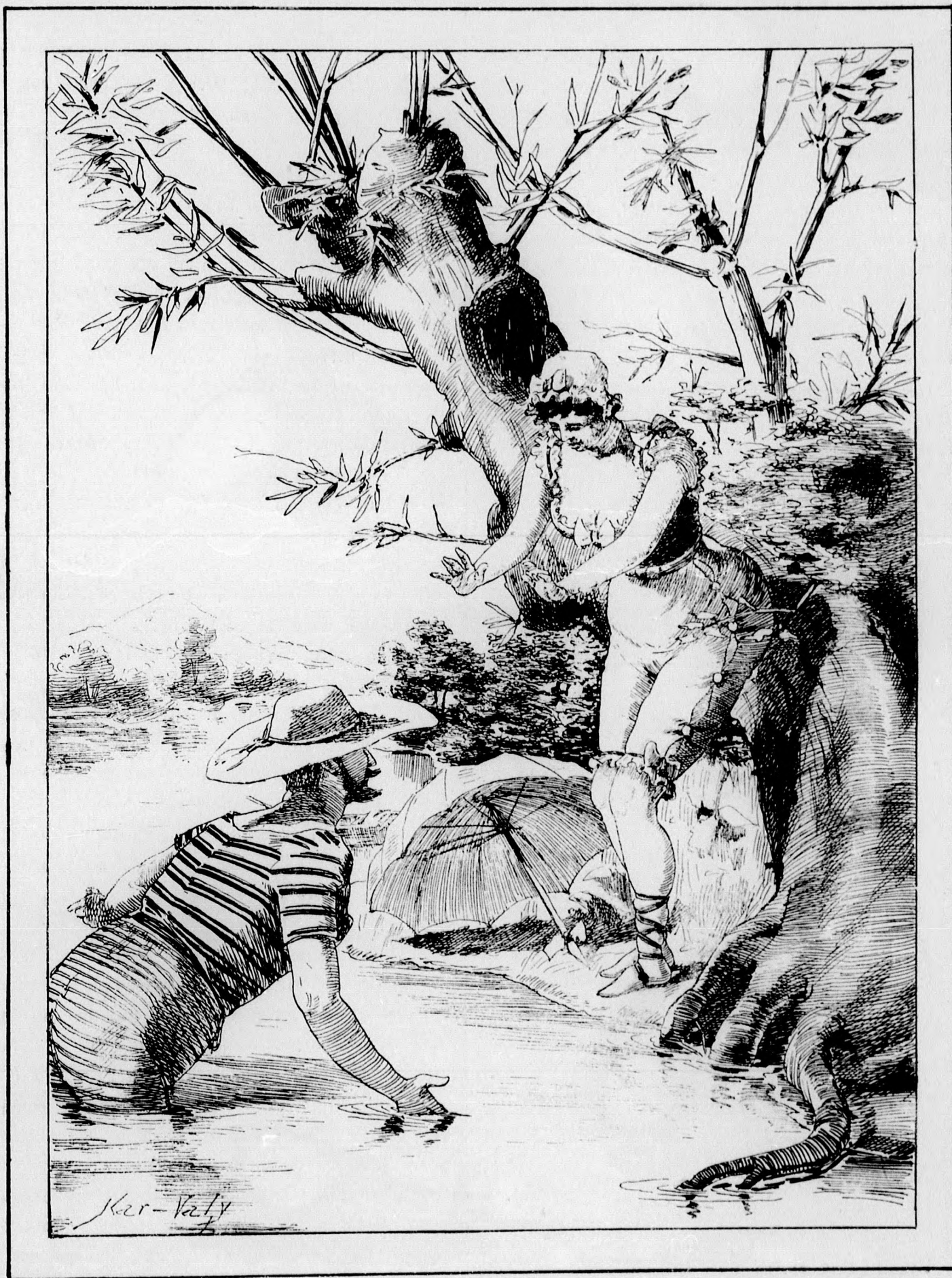
Jacques wollte das schöne blonde Mädchen in einem Wagen nach Hause bringen; allein sie lehnte dies hartnäckig ab, als eine Sache, die eine Frau für immer kompromittirt. Sie wollte den letzten Zug der Tramway zur Heimfahrt benutzen und Jacques bestand darauf, daß er nun ebenfalls in den Straßenbahn-Waggon einsteigen wolle.

IV.

Es war einer jener kleinen Straßenbahnwagen, wie sie auf den äußeren Boulevards verkehren. Er sollte für heute seine

letzte Fahrt machen. Es war noch Niemand in dem Wagen, der zur Abfahrt bereit stand. Jacques war entzückt von dieser Leere und Einsamkeit. Die Unbekannte hatte sich im Hintergrunde des Wagens auf die Sitzbank niedergelassen, ohne den zur Hälfte aufgerichteten, an den Winkel gelehnten Polster vorher an seinen Platz zu bringen. Jacques nahm an ihrer Seite Platz und so erwarteten sie unter wonnigen Gefühlen das Zeichen zur Abfahrt. Sie hatten übrigens keine Eile, weder er noch sie, noch auch der Schaffner, der mit verdrossener Miene vor dem Wagen hin- und herging. Durch das im Wagen herrschende Halbdunkel ermuthigt, schob Jacques einen Arm hinter die neue Angebetete und versuchte, sie schüchtern an sich zu drücken. O, welche Ueberraschung! Ein seltsames

Eine, die das Wasser fürchtet.



— Diese Furchtsamkeit müssen Sie sich abgewöhnen, meine Gnädige, sonst werden Sie niemals schwimmen lernen!

— Ach, im Wasser werde ich mir sie nie abgewöhnen aber auf dem Trockenen

Geräusch drang unter den Röcken des Fräuleins hervor und dieses erröthete bis an die Schläfen. Jacques war betroffen, faßte sich aber bald und versuchte von Neuem, die schöne Unbekannte an sich zu pressen. Neues, verstärktes Getöse vom nämlichen Orte her. Unwillkürlich entfernten sie sich von einander. Allein Jacques hatte den Muth nicht verloren. Abermals drückte er seine Nachbarin an sich. Diesesmal kam ein wahres Pelotonfeuer aus der nämlichen unterirdischen Richtung. Jacques sprang zurück, während die unglückliche Schöne beide Hände vor das Antlitz legte. Ach, er sah seinen schönen Traum zerflattern: der Engel war eine Aeolsharfe! Er hatte sich in ein wandelndes Akkordeon verliebt! Unendliche Trostlosigkeit bemächtigte sich seiner.

Jetzt trat der Schaffner in den Wagen, ging geradenweges auf den Polster zu, welchen die Unbekannte einnahm, griff mit schonungsloser Hand darunter und rief halb spöttisch halb verdrossen:

— Ei, Ihr drolligen Liebesleute! Ihr also habt da meine Trompete versteckt!

Und er hielt sein Horn in die Höhe und gab damit ein helles Signal, indem er auf eine Kautschukfugel drückte, die daran befestigt war.

Schier wahnsinnig vor Gewissensbissen, und vor Liebe sank Jacques seiner schönen Unbekannten zu Füßen und sie fuhren ab.

Wie weit sie fuhren — wer kann das wissen?



Begegnung.

An der Seite ihres Gatten,
Auf den kiesbestreuten Wegen,
Unter ulmenbreitem Schatten,
Kommt die Liebste langer Jahre,
Kommt die Betty mir entgegen.

Wir begrüßen uns verlegen —
Und es wisperten die Winde
Meine Wünsche diesem Paare:
Biblisch reichen Kindersegen,
Und daß glücklich sie entbinde!

Bruno Tullheim.

Der nackte Mann. (15)

Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.

Ich verwendete die größte Sorgfalt darauf, das Götterbild zu schmücken, welchem ich meinen geliebten Jacquinet zu verdanken hatte. In Wald und Feld sammelte ich Blumen und Gräser, um das leblose Bild zu zieren. Eines Abends fehrte ich wieder unter der Last eines Bündels von Gräsern und Blumen gebeugt nach unserer Hütte zurück und dachte dabei an den frohen Empfang meiner Vertraude und an das freudige Hüpfen meines Jacquinet; denn er war schon gewachsen und es war sein Lieblingspiel, sich an eines meiner Beine zu hängen und sich so in unserer Stube umhertragen zu lassen. In der Gewißheit der meiner harrenden Freuden öffnete ich getrost die Thüre. Ach, Herr, ich stieß einen solchen Schrei aus, daß die Schwalben, die unter dem Dache meiner Hütte nisteten, erschrocken auseinander stoben. Und dann blieb ich wie versteinert auf der Schwelle stehen. Mit stieren Augen betrachtete ich die leere Behausung, das durcheinandergeworfene Lager, den umgestürzten Schrein und das Bildniß der Göttin, das in zwanzig Stücken am Boden umher lag.

— Vertraude! Jacquinet!

Ein dumpfer Widerhall antwortete auf meinen Ruf. Und nun begann ich wie wahnsinnig in meiner Stube umher zu irren, schüttelte die Bettlaken, wühlte in dem Schrein, suchte in allen Winkeln, immerfort die Namen meiner verschwundenen Theuren rufend.

In einem Winkel lag der Kopf der Göttin; ich ergriff ihn und schrie:

— Wo ist mein Sohn? Wo ist mein Weib?

Die Göttin antwortete mir nicht; ich hatte ihr ein Lächeln auf die Lippen gemalt, und dieses Lächeln schien jetzt einen Ausdruck des Mitleides zu haben.

Ach, jene Nacht! Die zehn Jahre der Finsterniß und Einsamkeit, die ich seither durchgelitten, waren nicht schrecklicher als jene Nacht. Ich begriff plötzlich, daß Beide, Vertraude und Jacquinet, für mich verloren seien. Es war mir klar, daß ich sie niemals wiedersehen werde.

Als ich am Morgen meine Hütte verließ, die Hände von den eigenen Zähnen zernagt und voll mit Haaren, die ich mir selbst ausgerauft hatte, sah ich, daß die Schwalben nicht mehr in ihr Nest zurückgekehrt waren.

Gesenkten Hauptes und an die Bäume anstoßend schwanfte ich durch den Wald dahin; ich schloß die Augen in der Hoffnung, in einen Abgrund zu fallen.

Ein alter Bettler hielt mich auf dem Wege an und sagte:

— Seltsame Dinge haben sich diese Nacht ereignet. Obgleich ich fast blind bin, habe ich dieselben durch meine geschlossenen Augenlider gesehen. Sie waren sehr zahlreich, die Teufel, welche Dein Haus gestürmt haben. Der Eine hat Deine Frau weggeschleppt, der Andere Dein Kind, und wieder Andere haben mit Hammerschlägen das Bild zertrümmert, welches Du geschnitzt hast.

— Wohin sind sie gegangen?

Er erwiderte:

— Wohin gehen die Teufel, wenn nicht in die Hölle?

— Aber woher sind sie gekommen?

— Sicherlich aus der Statue der Göttin Dianom, denn in den Eingeweiden eines jeden Gößen lodert die Hölle.

Jetzt begann ich zu laufen. Nicht als ob es mich gedrängt hätte, da oder dort anzukommen, sondern weil ich nicht dort sein wollte, wo ich war. Und doch wußte ich, daß es keinen Ort gibt, wo ich weniger traurig sein würde.

Es kam der Tag und es kam die Nacht. Dann kamen noch andere Tage und Nächte. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich geschlafen und gegessen habe. Wenn ich durch Dörfer und Städte kam, hat man vielleicht mit den Fingern auf mich gewiesen, wie auf ein wildes Thier, das losgekommen ist. Aber ich achtete nicht auf alldas; ich wußte nicht, ob ich durch die Straßen der Städte oder auf den einsamen Pfaden der Wälder umherirre. War doch für mich überall die Wüste, wo ich mein Weib und Kind nicht hatte. Ich erinnere mich nur, daß ich vor einer hohen Thüre über einen Stein straukelte; ich sah schwarze Formen vor mir, welche Mauern und Thürmen glichen. Ich betrachtete diese Wohnstätte und begriff nicht, wozu sie dienen möge, da mein Weib und Kind darin nicht zu finden waren. Indessen betrachtete ich sie lange und sah, daß es finstere Löcher in diesen Mauern gebe, Löcher, welche Fenstern glichen. Warum blieb ich hier länger? Hatte ich hier mehr zu suchen, als anderwärts? Ich wußte es nicht, aber ich rührte mich nicht vom Plage, als ob ich vor der Hölle stünde, wohin die Teufel mein Kind und mein Weib gebracht hatten. Da tönte ein furchtbarer, immer stärker werdender Schrei durch die Nacht und ich erkannte die Stimme meiner Vertrande.

Woher kam dieser Schrei? Aus einem der Thürme; ach, aus dem höchsten!

Der Schädel eines Menschen ist sicherlich härter, als die Steine einer Mauer; denn gleich einem Stier rannte ich mit der Stirne an die Mauern, als würde ich hoffen, dadurch ein Loch zu schlagen, durch welches ich hindurchschlüpfen kann. Ich sank blutend nieder.

Als ich aus langer Betäubung wieder erwachte, lag ich in einem weitläufigen Hofe auf Steinfliesen und sah Mönche um mich her, die mit den Fingern auf mich zeigten, und wüthend schrieten:

— Da ist der Teufelsanbeter! Sein Haus war der Sammelplatz der bösen Geister! Er hat das Bild des Erbfeindes Jesu in Holz geschnitzt!

Einer mit einem langen, weißen Barte fügte hinzu:

— Man muß ihn auf den Scheiterhaufen werfen und ich werde mit Wonne denselben in Brand stecken.

— Wo ist mein Weib? Wo ist mein Kind? rief ich schluchzend.

Und aus den Reden dieser Männer, die alle zugleich sprachen, erfuhr ich, daß sie es waren und nicht die Teufel, welche meine Vertrande und meinen Jacquinet geraubt hatten. Ach, wäre ich doch da gewesen, als alldies geschah! Sie schleppeten Vertrande mit sich und wollten ihren Sohn rauben. „Vorwärts, Heidin! auf den Scheiterhaufen mit dir, daß du das ewige Feuer versuchest!“ Sie schrie, ächzte und rief mich. Und als sie die arme, immer widerstrebende Frau in diese abscheuliche Abtei gebracht hatten, beschlossen sie, daß der von ihr geborene

Sohn in Weihwasser geläutert und dann in diesem Kloster, fern von ihr, ernährt und erzogen werden solle. Da ward sie wüthend, bedeckte die Linnen des Kleinen mit inbrünstigen Küssen und schrie: „Ihr werdet es nicht haben! Den Bäumen raubt man die Früchte, nicht den Müttern! Solange ich lebe, sollt Ihr es nicht lebend haben!“ Und weil die Aermste von einem fürchterlichen Jorn besessen war, suchte sie in seltsamer Wuth irgend einen Schlupfwinkel, wo sie den Sohn verbergen könnte, den man ihr rauben wollte. Sie erblickte das Loch, in welchem wir uns befinden und warf in grausamer Freude das Kind hinein, indem sie es so, ach, im Tode verbarg.

Hierher, in diese Grube, in diese Finsterniß, zwischen diese Steine war mein armer Jacquinet gefallen. Ich sagte den Mönchen:

— Die Besessenen seid Ihr! Euer Gott ist ein Dämon!

Ich stürzte mich durch die dichte Gruppe der Mönche und suchte mit den Blicken die Tiefe des Brunnens zu ermessen, in welchem mein Sohn verschwunden war.

— Ich will zu ihm! rief ich.

-- Das soll geschehen, erwiderten sie unter rohem Gelächter.

Ich fühlte, daß man mich bei den Füßen in die Höhe hob und ich war feige, denn ich widersetzte mich ihnen. Ich klammerte mich mit den Nägeln an die Quadern des Hofes, ich klammerte mich an das Gesimse des Brunnens, und so zahlreich sie auch waren, sie konnten mich nicht in die Höhe heben. Da fielen schwere, harte Hiebe auf meine Arme, auf meine Beine nieder. Und als meine Glieder gebrochen waren, unterlag ich: mit dem Kopfe voraus stürzte ich in diese Grube; ich fiel mit dem Gesicht in den Sumpf, der mir den Mund, die Ohren und die Augen füllte.

Ich wollte mich wieder aufrichten, aber meine Glieder trugen mich nicht. Doch achtete ich kaum meiner zerschlagenen Knochen. Ein anderer, viel größerer Schmerz zerfleischte mir die Seele. Auf dem Grunde dieses Loches hatte ich den theuern kleinen Körper des Kindes gefunden und da ich meine Arme nicht gebrauchen konnte, um es aufzuheben und zu küssen reinigte ich es mit meiner Zunge von dem Unflath.

So begann diese Nacht, diese endlose Nacht. Seit Jahren bin ich nunmehr allein in dieser Finsterniß, in dieser Kälte und presse, ach, das Skelett meines süßen Jacquinet an meinen noch lebenden Körper.

Pierre hörte ihm zu und aus dieser traurigen Geschichte entnahm er die Wahrheit. Er legte dem unglücklichen Manne mitleidig die Hände auf's Haupt; ein langes Stillschweigen trat ein.

Plötzlich erschien oben an der Mündung des Brunnens der Kopf von vorhin wieder.

— Bist du bereit? schrie die Stimme.

— Ich bin es.

— Was? rief Pierre, du willst ihnen gehorchen?

— Ach, erwiderte der Andere, ich werde doch Abends wieder Hunger haben.

V. Kapitel.

Die Auskunftsmittel des Bären Francolin.

In einem Zimmer des Schlosses Romanin saß ein junges Fräulein in herbem Kummer. Sie hieß Hughette des Perleries; seitdem ihre Mutter dem Vater im Tode nachgefolgt war, wohnte sie im Schloß der Gräfin Planette, ihrer Vase und Pathin. Wer ihre mit Thränen gefüllten Augen gesehen hätte, welche zarten Beilchen nach dem Regen glichen, wäre sicherlich tief gerührt gewesen und geneigt, mit ihr zu weinen; denn nach dem Zeugnisse Solcher, die manchem Blutvergießen und manchem Sturm auf Städte und Burgen beigewohnt haben, ist nichts so sehr geeignet, Mitleid hervorzurufen, als ein betrübtes Kind und eine gebrochene Blume.

Warum war Hughette, die schöne Hughette so trostlos? Darum etwa, weil man ihr ein Ringelchen, bestehend aus drei Reihen Perlen, verweigert hat, aus welchem sie der kleinen Heiligen einen Gürtel hatte machen wollen, welche über ihrem Bette angebracht war und ihre Elfenbeinfüßchen in einer kleinen, mit Weihwasser gefüllten rosigen Muschel badete? Oder deshalb etwa, weil ihre Lieblingstaube durch einen bösen Sperber entfledert worden war? Nein, nicht das war's, sondern weil man unter Drohungen und wüthenden Geberden den jungen Ritter Pierre Bérérique entführt hatte, der vor den Damen des Minnehofes eine so stolze Sprache redete. „Ach, seufzte sie, wo mag er jetzt sein? Wer weiß, ob sie ihn nicht in einen finstern Kerker gesteckt haben, wo es von Kröten und Ratten wimmelt, oder ob sie ihn nicht zu Tode gemartert haben, die Bösewichte!“

Zugleich machte sie sich selbst auch Vorwürfe, weil sie ihm hinter der Estrade des Minnegerichtes die Thüre geöffnet und ihn über die Wendeltreppe in das Versteck geführt, wo man ihn überrumpelt hatte. Unten im großen Saale würde er der Gefahr Trost geboten und sicherlich den Sieg davongetragen haben. Und nun war er durch ihre Schuld gemartert, verwundet, vielleicht getödtet worden. Bei diesem Gedanken weinte sie noch bitterlicher. Und noch eine andere Sorge bekümmerte sie gar sehr. Als sie im Dunkeln die Stufen der Wendeltreppe emporgestiegen waren, hatte sie dem Ritter im Scherz oder in einer unwillkürlichen Regung der Züchtigkeit gesagt, daß sie häßlich sei; so häßlich, daß wohl kein Ritter ihr seine Dienste widmen möchte; wenn er jetzt noch am Leben ist und an sie denkt, muß er sich sie so vorstellen, wie sie sich ihm fälschlich geschildert hat und wenn man auch wenig kokett ist, so ist es doch sehr verdrießlich, in den Augen eines jugendlichen Ritters für häßlich und mißgestaltig zu gelten. Aus diesen Gründen und noch aus einem andern, welchen sie in ihrer kindlichen Naivetät nicht errieth, war Hughette des Perleries so tief bekümmert. Sicherlich würde sie mit der Kühnheit der Kinder und von dem glühenden Verlangen getrieben, ihm Hilfe zu bringen und ihn von der Lüge, die sie so heftig sich vorwarf, zu enttäuschen, sich auf die Suche nach dem verschwundenen Ritter gemacht haben, wenn die Gräfin Planette, sehr verdrossen darüber, daß ihr Pathenkind diesen Pierre le

Bérérique hatte retten wollen, sie nicht in diesem hochgelegenen Gemache doppelt und dreifach eingeschlossen hätte.

Während sie nachsann und nicht wußte, wozu sie sich entschließen sollte, ereignete sich etwas, was wohl geeignet war, sie höchlich zu überraschen. Vor dem Fenster erschien plötzlich eine schwarze Form, das Fenster ward aufgestoßen und es tauchte der fürchterliche schwarze Kopf eines Bären auf, mit seinen roth unterlaufenen Augen, seinen fletschenden Zähnen und seiner heraushängenden Zunge.

Doch Hughette ist keineswegs erschrocken beim Anblick dieses Kopfes. Sie erhob sich lachend und indem sie ihres Schmerzes vergaß, nahm sie den struppigen, häßlichen Kopf zwischen die Hände und begann mit demselben zu spielen.

— Bist du da, Kleiner? sagte sie. Bist du leicht wie die Vögel der Lüfte, oder hast du, um zu meinem Fenster heraufzusteigen, mit deinen Tagen dich an die vorspringenden Steine der Mauer und an die Zweige der Rosensträucher geflammert?

Raum hatte sie diese Worte beendigt, als zwei Formen in ihre Stube rollten. Es war ein großer, brauner Bär und ein kleiner, buckliger Mensch.

Der Zwerg war bald wieder auf den Beinen.

— Alle Wetter, schier hätte ich mir die Glieder gebrochen, sagte er, seine Schellenkappe in Ordnung bringend. Es wäre schade, wenn mein schöner Höcker sich bei diesem Falle abgeplattet hätte. Nachdem die Thüren des Schlosses in dieser frühen Morgenstunde noch geschlossen sind, gab es keinen andern Weg als diesen, um zu Euch zu gelangen. Es ist ein Glück, daß Francolin, der ein vortrefflicher Kletterer ist, mir erlaubt hat, mich an seinem zottigen Pelz festzuhalten. Zum Danke dafür, mein Bärchen, will ich dir frische Brombeeren im Wald pflücken, die du so gerne naschest. Und der Narr von Romanin fraute vertraulich in dem Fell des Bären, der, um seine Zufriedenheit zu bekunden, mit leisem Gebrumme in dem Gemache hin und her lief. Francolin war das gutmüthigste Thier von der Welt; er war ganz jung in den Wäldern gefangen worden und grollte Denjenigen nicht mehr, die ihm die Haut mit einem Speer durchbohrt und ihn dann mit Stricken gebunden hatten. Er hatte sich sehr rasch daran gewöhnt, unter den Menschen zu leben, ohne ihnen zu schaden, vor den Küchen herumzuschleichen, deren Duft ihm sehr angenehm schien, und für einen guten Bissen, den man ihm schenkte, allerlei Kurzweil zu treiben. Er hatte sogar ganz merkwürdige Schmeicheleien für die Damen und Kammerjungfern des Schlosses: er riech sich gern an sie und fuhr ihnen wohl auch mit der Nase unter die Röcke, wo es vielleicht auch einen angenehmen Geruch gab. Aber besonders dem Narren gegenüber zeigte er sich sehr sanftmüthig, verließ diesen niemals, hörte seine Reden aufmerksam und antwortete ihm sogar durch ein leises Gebrumme. Nur eine Sache konnte Francolin in Zorn versetzen: wenn ihn Einer — und wäre es auch im Spaße — „häßliches Vieh“ nannte. Augenscheinlich hielt er sich für schön. Wenn Einer so unhöflich war, ihm diesen Schimpf zuzufügen, gerieth er in Wuth, richtete sich auf seinen Hinterfüßen in die Höhe, streckte die Vorderbeine auseinander, riß den mit Zähnen reichbesetzten Rachen auf und zeigte sehr beunruhigende Absichten. Da man aber diese seine Empfindlichkeit kannte, hütete man sich wohl, ihm seine Häßlichkeit vorzuwerfen. Vielmehr gab man ihm alle erdenklichen Rosenamen; und dann konnte man Alles von ihm verlangen. Die Knaben und Mädchen ritten gar oft auf dem Rücken des guten Bären durch die Aleen des Schloßgartens; Francolin benahm sich dabei sehr gutmüthig und wandte von Zeit zu Zeit den Kopf, um mit seiner Zunge ihre nackten Beine zu lecken.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Administration: Budapest, Batvanergasse 2.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann, Budapest Harisch-Bazar.